

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67812](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67812)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 27. April 1847.

N^o 34.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Würdigung

der in Nr. 23. des Beobachters erschienenen Recension.

Ueber die Starklof'sche Brochüre „Moorkanäle und Moorkolonien“ ist in Nr. 23. des Beobachters eine Recension erschienen, welche sich darin gefällt, jene Brochüre unter dem Schleier der Anonymität zu bekritteln. Diese Recension veranlaßte den Herrn Verfasser der gedachten Brochüre, dem Publikum gegenüber, die gegen seine Schrift gemachten Angriffe in Nr. 24. des Beobachters zurückzuweisen; was aber wiederum zur Folge hatte, daß sein Recensent die einmal gemachten Behauptungen in Nr. 30 des Beobachters zu begründen versucht. — Es ist auf diese Weise eine Polemik entstanden, welche das Eigenthümliche zu haben scheint, daß sie sich um eine Sache bewegt, in welcher das Urtheil des größeren Publikums entscheidend ist und welche eben deshalb auch von den Dissidenten selbst vor das Forum des Publikums gebracht und seiner Entscheidung anheim gegeben worden ist. Daher dürfte denn auch, wenn eine Stimme aus dem Publikum, als Wortführerin einer zahlreichen Parthei, über die Sache sich vernehmen läßt, ihr die Befugniß dazu nicht abgesprochen, eben so wenig ihr eine unberufene Einmischung in fremde Angelegenheiten vorgeworfen werden können. Wären also die Formalien in Ordnung, so könnten wir zur Sentenz schreiben.

Wir haben seiner Zeit die Brochüre des Hrn. Geh. Hofr. Starklof über Moorkanäle und Moorkolonien mit vielem Vergnügen gelesen, und hatten sie schon längst wieder zur Seite gelegt, als wir durch die in Nr. 23. des Beobachters abgedruckte Recension wieder an dieselbe erinnert wurden. Da suchten wir das Bülchelchen denn noch einmal hervor, um uns von dem Grund oder Grunde der, dem Herrn Verfasser von seinem Recensenten vorgeworfenen Verjündigungen, die uns beim

ersten Lesen nicht entfernt in die Augen gefallen waren, zu überzeugen. Aufmerksam und unbefangen, wie wir uns halten dürfen, dabei bekannt sowohl mit den streitenden Personen als auch mit verschiedenen in Betracht kommenden Umständen, glauben wir uns eher, wie mancher Andere, befähigt, die leitenden Prinzipien zu einem Urtheil in dieser Sache zu erkennen und festzuhalten, so wie aus deren Combination uns das Urtheil selbst zu bilden. Und wir haben es uns gebildet, und erlauben uns es dem Publikum in der Gestalt einer Würdigung der vorhin gedachten Recension mitzutheilen.

Betrachten wir zunächst die Recension im Allgemeinen, so können wir nicht umhin, unser tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß eine, von so guten Tendenzen begleitete Schrift, wie die des Herrn Geh. Hofr. Starklof, einer kritischen Beurtheilung, für welche sie sehr wenig geeignet zu sein scheint, unterzogen worden ist, und wir vermuthen fast, daß die Recension ihre Geburt eher einer verwerflichen Caprice, als einer ruhigen Ueberlegung zu verdanken hat. — Sodann können wir es nicht billigen, daß der Recensent sich hinter dem Schleier der Anonymität verbirgt, während sein Gegner ihm mit geöffnetem Visier gegenübersteht; denn dadurch wird der Kampf ungleich. Aus einem Versteck seinen Gegner bekämpfen, ist die Manier eines gewöhnlichen Buschleppers.

Gehen wir nun auch auf die Einzelheiten der Recension ein, und prüfen wir, ob sich dieselben mit einer vernünftigen und unbefangenen Anschauung in Einklang bringen lassen, oder nicht.

Der Recensent findet es für gut, zwischen der, schon vor längerer Zeit erschienenen Schrift des Hrn. Obersten Noole „Hunte-Ems-Kanal“ und den Starklof'schen vier Briefen „Moorkanäle und Moorkolonien“ einen Vergleich anzustellen, und urtheilt dann, daß den vier Briefen diejenige Gründlichkeit und Evidenz mangle,



welche die Mosle'sche Schrift so sehr anszeichnen. Auch findet er die Sprache, deren sich der Herr Verfasser der „vier Briefe“ bedient, zu frivol und nicht dem Ernst, welcher der Sache gebührt, angemessen. Wir geben gerne zu, daß die Mosle'sche Schrift sich durch eine große Gründlichkeit und Evidenz sehr auszeichnet, können aber dem Recensenten der „vier Briefe“ nicht das Recht einräumen, aus ihr den Maasstab zur Werthschätzung der letzteren zu entnehmen. Der Herr Verfasser der „vier Briefe“ wollte ja nichts weniger als die Sache des Hunte-Gms-Kanals gründlich erörtern, er wollte dieser Sache nur das öffentliche Interesse zuwenden, und daß ihm dieses, wie wir wissen, in manchem Kreise gelungen ist, dazu hat gewiß die frische, lebensvolle, auf keinen Fall „frivol“ zu nennende Sprache, die ihm eigen ist, ihr Theil beigetragen. Chacun a son gout, mein lieber Herr Recensent, dem Einen schmeckt ein Gericht mit dieser, dem Andern mit jener Sauce.

Zum Andern kann der Recensent es nicht billigen, daß der Herr Verfasser der „vier Briefe“ auch die Schattenseiten eines Kanals- und Behn-Project's dargestellt hat, indem sich diese, wie er meint, in der Hand seines Kritikers zu schweren Waffen gestalten können. Sodann findet er einen Widerspruch darin, daß in den vier Briefen gesagt ist „das Project hat zuviel Licht“ und an einer andern Stelle „Schattenseiten habe ich hervorheben wollen“. Wir glauben, daß diese Worte auf folgende, ihrer Intention vollkommen entsprechende Weise zu interpretiren sind. Wir erinnern uns nämlich zunächst des bekannten Sprichworts: „Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten“, und glauben, daß Licht ohne allen Schatten nicht wohl denkbar ist. Wo aber „zuviel“ Licht ist, da will dies nichts Anderes sagen, als daß der Schatten gegen das Licht eben nicht in Betracht kommt. Wenn nun der Geh. Hofr. Starklof seinem Kritiker und uns selbst die Schattenseiten einer Sache, die er doch in ein günstiges Licht stellen will, aufdeckt, so erblicken wir darin nicht etwa ein Strategem, sondern eine anerkennungswürthe Aufrichtigkeit und eine furchtlose Gewissheit, daß man der Sache auch an ihren verwundbaren Stellen nicht viel anhaben könne.

Zum Dritten will es dem Recensenten nicht gefallen, daß in der Starklof'schen Brochüre die Namen noch lebender Personen genannt sind; und auch spricht er sich über einige in der genannten Brochüre verflochtene kleine Episoden in so fern mißbilligend aus, als er den Autor anklagt, daß er die Armuth und den sie begleitenden Schmutz geißele und Personen an den Pranger stelle. Wir können nicht zugeben, daß die Namensnennung unter solchen Umständen, wie sie hier vorliegen, so sehr verwerflich sei, und über die Episoden sprechen wir uns dahin aus, daß sie sich in dem Wäckelschen sehr wohl ausnehmen und es wegen der unschuldigen Weise, in welcher sie uns vorgetragen werden, wohl nicht verdienen, daß man so hart über sie urtheile.

Was endlich die vom Recensenten gerügten, geographischen, statistischen und orthographischen Schnitzer betrifft, so werden wir solche als begründet annehmen dürfen.

Zum Schlusse stellen wir die besprochene Recension neben diejenigen ihrer Schwestern, auf welche man das Sprichwort anwenden kann: „Wer einen Hund prügeln will, findet bald einen Stock“.

Gengstforde, 1847 im April.

Geometer Brockhaus.

Aus dem Briefe eines Proletariers in Süddeutschland.

„.... Du klagst, daß unsere Correspondenz auf unsichern Füßen gehe, daß meine Briefe, wenn das so fortgehe, am Ende noch ganz ausbleiben würden; nein, das werden sie grade nicht, aber sie kommen nur sparsamer. — Das leidige hohe Postporto! So geht es aber, wenn so viele Hunde an einem Knochen nagen, jeder sucht etwas davon zu erwischen. In dem letzten Band der Jahrbücher von G. Weil wird eine Postreform vorgeschlagen, gleich der in England, und klar nachgewiesen, daß das hohe Porto, namentlich für die Posten selbst, durchaus kein Vortheil ist; ob aber die hochweisen Herren Nothiz davon nehmen werden, das ist eine große Frage. — Meine Antwort auf Deine Frage, wie es mit und den Meinigen ergehe, wird Dich nicht wenig in Erstaunen setzen. Seit ich meinen lieben, unvergesslichen Theodor verloren habe, sahste ich den festen Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Ich schrieb an meinen Schwager, den Pfarrer ... in Detroit im Staate Michigan, meldete ihm meinen Verlust und meinen festen Willen. Seine Antwort war ganz nach meinem Wunsch, — Du weißt ja, daß er früher schon in dieser Beziehung an mich geschrieben und uns zur Auswanderung dringend ermahnt hatte, jetzt also noch viel mehr. Meine Frau und meine Schwiegermutter sind ebenfalls dazu entschlossen, und so steht — um mit den vielen Tausenden, denen ihr Vaterland nicht das bietet oder gewährt, was ihnen von Gott und Nothizwegen zukommt, über dem Ocean eine zweite und will's Gott eine bessere Heimath zu suchen — unserer Abreise nichts mehr im Wege als der Umstand, unser bißchen Habe wegen der jetzigen schlimmen Zeit nicht verkaufen zu können. — Auf den Rath meines Schwagers habe ich Unterricht im Englischen genommen und es schon so weit gebracht, daß ich mich darin verständlich machen und Andere verstehen kann; das dünkt mir eins der Haupterfordernisse zu sein, um nach Amerika auszuwandern und dort, wenn man sich nicht grade den allgewöhnlichsten Arbeiten unterwerfen will, gleich festen Fuß fassen zu können. Daß das Englische grade mir vorzugsweise gute Dienste leisten wird, wirst Du gleich sehen. Was denkst Du wohl was aus mir in Amerika werden soll? — höre und erstaune — ein Bierbrauer. Mein Schwager will seine Pfarrstelle niederlegen und mit mir eine Bierbrauerei anfangen — Pfarrer — Bierbrauer — nicht wahr, ächt amerikanisch! — Du wirst lächeln und fragen, wie wir zu dieser Idee kommen; das ist so klar wie die Sonne. In unserm lieben Deutschland sind wir so eng in Formen gezwängt, so arg im Particularismus befangen, daß uns, die wir durch Geburt

und Stand auf das wenige Nichts angewiesen sind und bleiben, wenn uns nicht ein ganz besonderer Zufall aus demselben herauschleudert, keine andere Wahl bleibt, als in diesen Formen zu verkümmern oder ein anderes Vaterland zu suchen. Was mich nun und meinen Bierbrauer betrifft, so habe ich bereits diese Kunst theoretisch studiert und werde, ehe ich gehe, auch in der Praxis noch Unterricht nehmen. Was meinst Du, mein lieber Freund, wenn Dir das Schicksal auch einst so einen kleinen Nuck versetzte und Dich in seiner Laune über das Meer nach Amerika schleuderte, Du dann in eine Schenke kämest und in dem dicken Bierbrauer Deinen Freund wieder erkennst! — Ha! wird das eine Freude sein, wenn ich Dich dann im Vock, Porter, Ale und wie die edlen Sorten alle heißen, die ich im Keller haben werde, überschütte! obgleich ich weiß, daß Du gleich mir kein Zecher bist und Hopfen und Malz noch zu machen sind, die Dich herausziehen sollen. Doch Spaß bei Seite; hoffen wir wenigstens das Beste; was würde überhaupt aus uns Proletariern werden, wenn uns nicht die ewige schöne Hoffnung aufrecht erhielt! — Die Tzeturung, von der Du in Deinem Briefe klagst, ist auch hier drückend und wird es immer mehr. Welch ein Unterschied zwischen Deutschland und Amerika! Mein Schwager schreibt in seinem Briefe: „Hier zu Lande erstrecken sich die Sorgen nicht auf die Nahrungsmittel, sondern nur darauf, daß man immer einen guten Appetit habe, ihr dürft darum auch einen recht großen mitbringen!“ — Wie ganz anders ist es bei uns! Jetzt sind die Bäcker wahre Apotheker geworden, bei welchen man das Medicament für schweres Geld kaufen muß, das Leben zu fristen; und was noch das Schlimmste bei der Sache ist, je theurer, desto mehr Appetit . . .“

Der Briefsteller ist ein ehrentreuer, biederer und für seine Familie besorgter Vater, der aber mit Millionen das Unglück theilt, arm geboren zu sein. Er hat zwar dies Schicksal nie laut beklagt, weil er dazu zu vernünftig war, sein Loos dagegen wie tausend Andere mit Geduld ertragen; doch der verzweifelte Gedanke, immer und immer wieder von der Laune bald dieses bald jenes Geldmannes abhängig zu sein und in dem lieben theuren Vaterlande, trotz seiner sich bewußten Kraft, doch nie zum eignen Herde — zur Selbstständigkeit gelangen zu können, weil ihm das Beste — das Geld — fehlt, glaubt er endlich in dem fernen Amerika eine zweite Heimath und mit ihr — vielleicht Glück zu finden. 2.

Bitte um Abhülfe.

Der Fremde, welcher auf dem Wege von N. . . . nach B. . . . n kommt, oder auch von der anderen Seite entweder den Fuß- oder Fahrweg nach N. einschlagen, oder in dem Gasthause „zum goldenen Elephanten“ Einkehr halten will, wundert sich mit Recht, zwischen diesem Gasthause und dem Amtshause zu B. die Passage durch eine überreichende Renne total abgeschnitten zu finden, und erhält dadurch von dem Reinlichkeits- und Ordnungssinne der Gingesessenen eben nicht den besten Begriff. —

Diese Renne entspringt aus einem Cloak, der sich aus dem Abfluß des Dünghaufens u. am Amtshause auf dazu gehörigen Gründen an offener Straße bildet und durch sie während Dreiviertel des Jahres seinen Leberfluß in mindestens 3 Fuß Breite über die Hauptstraße des Orts ergießt und dieselbe überschwemmt. In B. nennt man die Renne, die wohl selten jemand ohne fatale Verührung mit ihrem Inhalte überschreitet; spottweise den „Jordan“. Dabei bleibt es ein Wunder, daß nicht der Cloak selbst schon längst sein Opfer gefordert hat, vor allem an dunkeln Abenden, denn er liegt, wie gesagt, unmittelbar an der Passage von B. nach N. und wird täglich von hundert und mehr Fußgängern passiert.

Die Bitte um die baldigste Beseitigung des Cloaks und seiner Abflusrenne ist daher vollkommen gerechtfertigt, und das um so mehr, weil unaufgefordert, obwohl durch gesundheitspolizeiliche Rücksichten längst geboten, eine Abhülfe nicht mehr zu erwarten steht. — Der Einsender spricht sie deshalb aus nachliegender Gründen hiemit öffentlich aus

B. . . . n. für sich und im Namen vieler.

An Herrn S.

Daß Sie in einer Hinsicht sehr gut dressirt sind, beweiset Ihr Aufsatz in Nr. 27 d. Bl. zur Genüge, aber auch weiter nichts. 6.

Brandunglück.

In der Nacht vom 23. auf den 24. April brannte in dem nahen Eversien eine einzelne Wohnung bis auf den Grund ab. Das Feuer wurde durch Zufall um 3 Uhr Morgens von der Frau des Hauses, welche zwar eine Stunde vorher wach gewesen war, aber nichts bemerkt hatte, jetzt aber wieder aus dem Bette aufgestanden war, um ihren an den Nasen erkrankten Kindern Erfrischung zu reichen, entdeckt, leider aber schon zu spät, als daß es den beiden Eheleuten noch möglich gewesen wäre, mehr als sich selbst und ihre kranken Kinder nebst einer Kuh zu retten.

Theater.

Dienstag, den 20. April: „Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen.“ Charaktergemälde in 5 Akten, nach dem Englischen von Carl Töpfer. — Herr Schenk war auf dem Zettel als Stephan Foster aufgeführt, was wir anfangs für einen Druckfehler hielten, denn wir glaubten, daß Herr Schenk, wegen seiner Körperconstitution, so wie auch wegen der bereits etwas vorgerückten Jahre, eher für die Rolle des alten Kaufmanns Thomas Foster passen würde als für die des jungen, leichtsinnigen Stephan Foster; doch ist diese letztere Rolle eine von den sogenannten dankbaren, die Contraste darin sind auffällig, es bedarf keiner großen Kunst, sie hervorzuheben und Glück damit zu machen. Ein halbwege gewandter Schauspieler wird in dieser Rolle immer schon mit

einigem Erfolg spielen; so ist es denn wohl kein Wunder, daß auch Herr Schenk darin reüssirte, er wurde am Schluß gerufen. Auch uns gefiel er, was die Auffassung des Charakters, die Intension betrifft, heute besser als neulich im Belisar, gleichwohl aber haben wir wieder einige Ausstellungen an seinem Spiel zu machen: Das Bestreben hervorzuzeigen, zu dominiren war auch heute wieder sehr bemerkbar und wirkte störend auf das Ganze; sobald er aufgetreten war, was immer mit großem Geräusch geschah, gehörte das Terrain ihm allein, er beherrschte die ganze Bühne, Niemand konnte neben ihm zur Geltung kommen, er machte sie alle todt mit seinem ungeheuren Organ, und wenn er dieses später in Gegenwart des Königs einigermaßen zu mäßigen sich bestrebt, so versiel er dagegen wieder in ein unaussehliches Pathos, im Uebrigen aber hinderte auch die Gegenwart des Königs ihn nicht, sich fortwährend als die Hauptperson zu betrachten. In der Verhöhnungs-scene zumal hatte es ganz den Anschein, als sei er der Gebieter und nicht der König, der so zu sagen förmlich von ihm überspielt wurde. Herrn Häser, der den König gab, war es nicht möglich, hier königlich zu erscheinen; auch kam es uns vor, als habe er nicht gut memorirt — vielleicht hatte ihm die Rolle zu klein, zu wenig lohnend erschienen, um sie mit besonderem Fleiße zu behandeln. — Herr Schläggell hatte die Rolle des Thomas Foster. O Himmel! war das die Ruhe eines speculirenden, berechnenden Kopfes — die großartige Erscheinung eines Kaufmanns zu London, der imponirende Charakter, der wie er im Stücke gezeichnet ist, auch im Unglück seine äußere Würde nicht verleugnen darf? Nein, in eine solche Maserei, wie sie Herr Schläggell hier zeigte, würde selbst der allergemeinste Krämer nicht verfallen. Unbegreiflich ist es, wie man nach Herrn Kaiser diese Rolle Herrn Schläggell anvertrauen konnte. Das wäre eine würdige Aufgabe für das Talent des Herrn Berninger gewesen. — Fräulein von Zahlhäs (Agnes Walsted) und Fräulein Scholz (Frau des Thomas Foster) untadelhaft. — Das Spiel der Herren Palleske (Klinghorn) und Dietrich (Lamm) würde man passabel nennen können, wenn sie nicht durch Uebertreibung verunstaltet hätten. — Fräulein Senger (Zehanne) immer noch zu marionettenartig. Herr Wenzel (Robert) ebenfalls nicht sonderlich — zu steif.

Donnerstag, den 22.: „Der Dheim.“ Schauspiel in 5 Akten. — Das Stück ist im Ganzen sehr unschuldiger Natur. Es wird darin weder gegen die Moral noch auch, was weit schlimmer wäre, gegen die Politik der Staaten gesündigt. Freilich mit der Kunst hat es der oder vielmehr die Verfasserin nicht so genau genommen. Die Charaktere sind nicht nach dem Leben gezeichnet, sondern nach schon vorhandenen Kopien angefertigt, und größtentheils verunglückt. Die Zffland'schen und Kogebue'schen Mißstücke, das sieht man offenbar, haben ihr als Muster gedient, doch hat sie diese Muster, besonders was die Charakterzeichnung betrifft, längst nicht zu erreichen vermocht. — Herr

Schenk hatte den Doctor Ewe, diesen weiblich gehaltenen Charakter, der vorzüglich in den letzten Akten durch seine weinerliche Sentimentalität lächerlich wird, zu seiner dritten Gastrolle gewählt. Er bewährte sich auch hier als ein gewandter Schauspieler, als ein vollendeter Montinier, nicht aber als ein „Künstler von ächtem Schrot und Korn“; denn ein solcher würde im Stande gewesen sein, die Verfasserin hier zu verbessern, und diesem verzeichneten Charakter einige Consequenz zu verleihen und ihn überhaupt der Natur näher zu bringen gewußt haben. Das war aber bei Herrn Schenk durchaus nicht der Fall — im Gegentheil hob er die Schwächen nur noch mehr hervor, indem er sich bemühte, die weinerlichen Stellen noch weinerlicher zu machen, vielleicht glaubte er dadurch zu effectuiren, was ihm natürlich schief schlagen mußte. Die Maske hätte Herr Schenk um zehn Jahre jünger einrichten mögen, die achtunddreißig konnte ihm Niemand ansehen. — Frau von Stürmer (durch Mad. Höfner meisterhaft dargestellt) ist eine eingebilddete Kranke, deren Ueberheit im Anfang wohl eine komische Wirkung hervorbringt, aber im Verlauf des Stückes durch Ueberladung und Unnatur Gleichgültigkeit und Langeweile verursacht. Man findet dergleichen Charaktere auch bei Kogebue, aber weit besser ausgestattet. — Anna, die Stieftochter der Frau v. Stürmer, die Mad. Blum ein wenig geziert hat, findet ihr Original ebenfalls in oben genannten Mustern. Sie ist ein wahrer Ausbund von Klugheit und Sittsamkeit; doch contrastirt ihre beispiellose Weisheit, ihr außerordentlicher Verstand, womit sie die Verfasserin ausgestattet hat, wieder sehr mit dem dummen, blinden Gehorsam, den sie gegen ihre alberne Stiefmama zeigt, auch wenn diese das Ungeüblichste, Unvernünftigste verlangt. Ein so kluges verständiges Mädchen, die noch dazu durch eine Million ganz unabhängig dastehen könnte, wird einsehen, daß in solchen Fällen der Gehorsam keine Tugend mehr ist. Die übrigen Personen in diesem Stücke haben gar keinen Gehalt, wir erwähnen daher auch nicht die Darsteller derselben. — Hierauf:

„Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden.“
Sonntag, d. 24.: „Otto von Wittelsbach.“
Trauerspiel in 5 Aufzügen von J. M. Babo. — Herr Schenk gab die Titelrolle, mit welcher er sein Gastspiel auf hiesiger Bühne beendete. Otto von Wittelsbach ist schon seit undenklichen Zeiten das Parade Pferd der meisten gastirenden Helden und Heldenväter gewesen, und so konnte es wohl nicht fehlen, daß auch Herr Schenk dasselbe hier bestieg und wir müssen bekennen, daß er es recht wacker getummelt hat. — Wenn Herr Schenk in dieser Rolle zuerst aufgetreten wäre, so würde unser erstes Urtheil weit günstiger für ihn ausgefallen sein. Er hat uns heute vollkommen befriedigt. Die kleinen Differenzen, die unter den übrigen Mitwirkenden vorfielen, mochten wohl daher rühren, daß manche Rollen neu besetzt waren und das Einstudiren derselben ein wenig eilig hat betrieben werden müssen, wir wollen daher dieselben nicht weiter erwähnen.

Der Beobachter.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 30. April 1847.

N^o 35.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

In ein verbotenes Buch geschrieben.

Als man den starken Simson einst beschoren,
Daß ihm kein „gutes Haar“ geblieben,
Da war auch gleich die Riesenkraft verloren
Und von — Philistern ward er fortgetrieben.

In unsern Tagen ist es anders worden:
Da bleibt wohl keiner ungeschoren,
Vom „kleinen“ Mann bis zu dem Mann mit Orden,
Vom Niedrigsten bis zum Höchsthwohlgebornen, —
Doch fällt man jetzt nicht gleich ohnmächtig nieder,
Man beugt sich nur — und hebt sich wieder. —

Armin —

Was thut noth in der jetzigen theuern Zeit.

Unter dieser Ueberschrift sind mir die nachfolgenden Zeilen von einem guten Freunde zur Einsicht und Vergutachtung mitgetheilt. Ich kann gegen das darin ausgesprochene Raisonnement nichts einwenden — aber alles was in das Gebiet des Handels schlägt ist mir so fremd, daß ich mir darüber kein entschiedenes Urtheil zutraue. Ich theile daher diese Zeilen der Oeffentlichkeit mit in dem Wunsch, daß sie zu den entsprechenden Unternehmungen Veranlassung geben, oder doch wenigstens Mittheilungen und Rathschläge, die zu demselben Ziele führen können, hervorrufen mögen. Unsere Presse hat über diesen hochwichtigen Gegenstand gewiß noch nicht zu viel gesprochen.

Die Kornpreise sind in dem letzten Viertel Jahre außerordentlich schwankend gewesen. In der kürzesten Zeit, fast einen Tag um den andern, sind sie um 10 bis 20 Nthlr. die Last gestiegen und gefallen. Wie geht das zu, und was läßt sich daraus abnehmen? Als gewiß ist wohl anzunehmen, daß auch bei den niedrigsten Preisen Niemand schon jetzt, wo die Ernte

noch so fern ist, gesonnen war mit Schaden zu verkaufen. Wir sehen also deutlich, daß die Kaufleute an der Frucht zu viel verdienen wollen. Alle innern Vorräthe sind schon jetzt oder werden in kurzem verzehrt; wir stehen also alle in den Händen der Kaufleute! Sehr zu wünschen wäre daher, wenn die Regierung hier ins Mittel träte. Sie müßte die angesehensten Kaufleute unsers Landes zusammen kommen lassen und ihnen aufgeben, ob sie zu einem bestimmten Preise (bestimmt nach dem Preise des Kornes in den Distrikten, Zoll, Fracht &c. nebst billigem Verdienst hinzugerechnet) eine gewisse Menge Kornes liefern wollen. Im Fall dieselben aber hierauf nicht eingehen wollten, müßte die Regierung das Geschäft selbst in die Hände nehmen.

Wer soll nun aber dies betreiben? Hätte ich Geld, Zeit, Connerionen, ich würde sofort öffentlich und im Besondern die verständigen wohlthätigen Männer des Landes zu einer Versammlung auffordern. Aber ihr Herren Kirchspielsvögte, Ausschuhmänner &c., solltet ihr nicht zusammentreten? Auf euch sieht, auf euch wartet die Großherzogliche Regierung; sie glaubt, es ist so schlimm nicht, so lange ihr schweigt. Ist es denn so schlimm nicht? — oder habe ich Recht, wenn ich sage, es ist eine Zeit, wodurch besonders der kleine Mann ungeheuer zurückkommt, wornach er Jahre lang kränkeln wird, daher auch das kleinste Ersparniß, wozu ihm geholfen werden kann, von großer Bedeutung ist?!

Ein anderer vom Lande.

Etwas über den Magen!

In Preußen und besonders in Berlin spielt man jetzt ein welthistorisches Drama; wie viel Akte das Stück hat, weiß man noch nicht, drei sind bereits vorüber. Es ging hübsch der Reihe nach von oben an; erst kam der König, dann die Stände — das Mittel-

